Gretchen.

Auch an dieser lieblich duftenden Blume in Goethes Liebesgarten hat die neuere Kritik sich versündigt, entweder dem edlen Mädchen, das zuerst wahre Liebesneigung in der Seele des Knaben entzündete und als wohlwollender, beseligender Genius ihm zur Seite stand, das wirkliche Dasein abgesprochen oder auf den haltlosesten Anzeigebeweis hin ihren Ehrenschild vernichtet, wider alles Recht sie sittlich verurtheilt.

Goedeke erklärte die ganze kleine Idylle, die mit einem kleinen tragischen Denkzettel (für Goethe) ablaufe, scheine auf dichterischer Ausschmückung des jungen Lebens zu beruhen, sei eine reine Dichtung ohne alle zu Grunde liegende Wahrheit. Wenn Goethe, wie von Loeper (zu „Dichtung und Wahrheit" I, 348) nach einer Privatmittheilung berichtet, dem münchener Maler Stieler, der im Sommer 1828 acht Wochen bei Goethe wohnte, um im Auftrage des Königs von Baiern sein Bild zu malen, vertraut haben soll, die Geschichte sei freie Erfindung, so weiß man, wie es mit solchen Überlieferungen bestellt ist. Zuweilen versteht der Hörende nicht, was der andere sagt oder sagen will, was besonders in diesem Falle geschehen sein könnte, da Stieler wohl beim Malen die Aeußerung vernahm, wo er nicht seine ganze Aufmerksamkeit dem Gespräche widmete. Aber wenn er sie auch richtig auffaßte, kann das ungetreue Gedächtniß in der Länge der Zeit sie umgestaltet haben, oder sie wurde im Wandern von Mund zu Mund entstellt. Den Wortlaut des Stielerschen Berichtes kennen wir nicht, und wie sehr es gerade darauf ankommt, weiß jeder aus Erfahrung; in der Goetheliteratur haben wir ein belehrendes Beispiel davon in den

Untersuchungen über Minna Herzlieb. Goethe mag Stieler auf seine zudringliche Frage geantwortet haben, die zu Grunde liegende Thatsache sei von keiner großen Bedeutung, welche sie erst durch die dichterische Darstellung empfangen. Als der König von Baiern ihn ein Jahr vorher viel mit der Frage plagte, welches thatsächliche Verhältniß bei den „römischen Elegien" vorschwebe, mußte er freilich zugeben, daß etwas Wirkliches zu Grunde liege, aber wenn dasselbe in der Dichtung so anmuthig erscheine, als ob etwas Rechtes daran gewesen, so sei dies eben das Verdienst des Dichters, der aus geringen Anlässen etwas Gutes zu machen wisse (Gespräche mit Eckermann unter dem 8. April 1829). Wenn er sich so über die Elegien gegen den König äußerte, Gedichte, die ein Jahr nach seinem Scheiden von Rom bei noch frischer Erinnerung entstanden waren, dabei den Hauptpunkt verschwieg, daß er darin eigentlich das Glück seiner Liebe zu Christiane Vulpius im weimarischen Gartenhause gefeiert, wozu die Erinnerungen an Rom nur den Einschlag bildeten, so wird er auch Stieler gegenüber bei der Geschichte von Gretchen das Hauptverdienst der dichterischen Zuthat, der novellistischen Behandlung, zugeschrieben haben, ohne aber die Wirklichkeit der Hauptthatsache, des traurigen Verlustes seiner Knabenliebe, durchaus zu leugnen. Selbst wenn der Wortlaut in Stielers eigener Ueberlieferung vorläge, könnte man noch immer zweifeln, ob dieser Goethe nicht mißverstanden, wie es z. B. bei demjenigen der Fall ist, was Goethe über die „Wahlverwandschaften" Sulpiz Boisserée mitgetheilt hatte, obgleich es gleich darauf niedergeschrieben wurde. Freilich lag dort das Mißverständniß näher, da Goethe am späten Abend träumerisch in sich versunken war und in dunkeln Ausdrücken sprach, aber auch in unserm Falle hörte Stieler wohl nur nebenbei Goethes Erzählung, und vielleicht war er aus sich selbst oder durch andere zu der Ansicht gekommen, das Ganze sei Erfindung, die er denn um so leichter in Goethes nicht näher eingehender Aeußerung fand. Von Loeper meint, der Dichter habe gelegentlich, auch wohl, um ihm unbequemen Fragern den Mund zu schließen, das Ganze als freie Erdichtung bezeichnet. Aber einer solchen entschiedenen Unwahrheit halten wir doch Goethe unfähig; den Zudringlichen gegenüber fehlte es ihm kaum an mehr oder

weniger entschieden ablehnenden Wendungen, wie es z. B. Holtei erfuhr, als er sich beim Dichter die sicherste Kunde über den Sinn seiner „Helena" zu verschaffen dachte.

Was aber besonders gegen die Zuverlässigkeit des Stieler zugeschriebenen Berichtes spricht, ist die innere Unwahrscheinlichkeit. Der zuletzt genannte geistreiche Erklärer sucht die Unmöglichkeit einer reinen Erdichtung aus dem Charakter des ersten Theiles von „Dichtung und Wahrheit" herzuleiten. Wie in den vier ersten Büchern die Grundzüge des Dargestellten thatsächlicher Natur seien, so dürfe man auch im fünften nicht eine ganz abweichende Darstellung voraussetzen. Die Hauptzüge müßten auch hier aus Goethes Jugenderinnerung geschöpft sein, „die ihm, wenn auch in verblaßten Farben, Stoff in Fülle darbot und ihn der Mühe enthob, etwa aus künstlerischen Gründen, eine Knabenliebschaft zu erdichten". Einige Einzelheiten hätten seiner Erinnerung vielleicht in größter Bestimmtheit und Genauigkeit vorgeschwebt, anderes dagegen, was vorhergegangen oder sich angeschlossen, sei „im Letheström völlig versunken" gewesen; um diese Lücken zu ergänzen, habe er Vorgänge erfinden müssen, aber doch wieder aus dem Gegebenen heraus, so daß „auch hier dichterische Erfindung nur ein anderer Name für Erinnerung sein kann". Abgesehen von der letztern sonderbaren Aeußerung, stimmen wir von Loeper in der Sache völlig bei, nur hätte er seine Behauptung noch durch das, was Goethe über die Darstellung seiner Sesenheimer Liebe gegen Eckermann bemerkt und durch die Ergebnisse der Vergleichung der Darstellung seines Verhältnisses zu Käthchen, Friederiken, Lotten, Lili mit den nach Goethes Tod sonstther bekannt gewordenen unzweifelhaften Zeugnissen stützen können. Vgl. meine „Erläuterung zu Wahrheit und Dichtung" (1881) I, 129—131. Aber wie unwahrscheinlich es auch immer sein mag, daß Goethe diese Knabenliebschaft ganz erfunden und eingelegt habe, der Zweifel an einer thatsächlichen Grundlage wird dadurch noch nicht unwiderleglich beseitigt. Man könnte sich noch immer denken, der Dichter habe, wie er zum zweiten Buche (wir wissen bestimmt das Datum der Entstehung) das Knabenmärchen „Der neue Paris" gedichtet, als ein Beispiel der Art, wie er wirklich seine Jugendgenossen durch Märchen erfreut und in lebhafter

Spannung erhalten, so setze er hier an die Stelle seiner verschiedenen Knabenneigungen eine novellistisch ausgeführte Geschichte, die er glücklich in die Darstellung der Wahl- und Krönungsfeier verschlungen und zugleich als Bindeglied der beiden ersten Theile benutzt habe.

Wir reden eben nur von einer entfernten Möglichkeit. Den ersten Beleg für die Wirklichkeit der Liebe zu Gretchen verdanken wir Theodor Creizenachs Mittheilung in der frankfurter „Didaskalia" 1874 Nr. 309. Goethes Jugendfreund und Landsmann Jakob Ludwig Passavant habe gewußt, Gretchen habe in der Nähe der Petrikirche gewohnt, ein Zeugniß, das um so bedeutender ist, als es der in den vierziger Jahren in Frankfurt allgemein geglaubten Behauptung widerspricht, Gretchen sei Kellnerin in dem (erst 1860 niedergerissenen) frankfurter Bierhause „zum Puppenschänkelchen (Bobbeschänkelche)" in der Weißadlergasse Nr. 29 gewesen und sie habe von Offenbach gestammt. Aber Gretchens Hause gegenüber wohnte ein Weinwirth, sie selbst diente nicht als Kellnerin, sondern lebte im Hause von Verwandten, wo sie auch an der Hausarbeit sich beteiligte. Wer jenes in Frankfurt bekannte Gretchen im Puppenschänkelchen zuerst zu Goethes Geliebter gemacht, wissen wir nicht. Solche falschen Sagen, die thatsächlich widerlegt werden können, bildeten sich in Frankfurt und wurden hartnäckig, zum Theil von Goethes eigener Familie, festgehalten. So hieß es, die Herzogin-Mutter von Weimar habe Goethe in Ems kennen gelernt, und auf ihren Wunsch sei er nach Weimar gekommen, Bettine Brentano sei Goethes Tochter, wie man später Fritz von Stein zu Goethes Sohn wider alle Möglichkeit machte. Von Loeper gedenkt des Zeugnisses von Passavant später (IV, 238). Eine viel zwingendere Bestätigung fand ich darauf in Goethes Ende 1809 niedergeschriebenem Entwurf der Hauptpunkte seines Lebens als Leitfaden für die beabsichtigte Ausführung. W. Vollmer, dessen Güte ich die Einsicht der Handschrift verdanke, hatte bereits gefunden, daß Goedekes Lesung der nach 1763, ein Jahr zu früh nachgetragenen Bleistiftbemerkung: „Krönung, Ungeheuer zurück in der Dichtk." irrig sei, vielmehr dort stehe: „Krönung. Ungeheures. Zurück in die Dichtung." Daß „Ungeheures" auf den erschütternden Verlust Gret-

chens gehe, wird niemand bezweifeln, der Goethes Sprachgebrauch kennt, wie ich schon a. a. O. I, 9 bemerkt und dadurch den thatsächlichen Beweis geliefert, daß die Erzählung von Gretchen keine Dichtung ist. In Frankfurt konnte diese leidige Geschichte, die Wolfgangs Ruf einige Zeit untergrub, nicht unbekannt bleiben. Wir haben schon II, 44 auf den Brief von Goethes Jugendfreund Karl Allesina von Schweitzer an den Archon der Philandria, Ludwig Isenburg von Buri, hingewiesen.*) Am 29. Mai 1764 bat Schweitzer diesen, sich um Gottes Willen nicht an Goethe zu attachiren, dem er seiner Laster wegen abgeschlagen habe, ihn mit dem Archon bekannt zu machen. Schon Küntzel hat die „Laster" richtig darauf bezogen, daß Goethes Verbindung mit Leuten niedern Standes, die in schlechtem Ruf gestanden, und einem zu ihnen gehörenden Mädchen in ungünstigster Weise bekannt geworden.**)

Die beiden letztern Daten waren Scherer noch unbekannt, als er am 5. Januar 1880 (mein Leben Goethes erschien erst zu Ende desselben Jahres) seinen Aufsatz „Gretchen" schrieb, den die „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur" XII (XXIV), 231—235 brachte. Er erkennt Passavant als Zeugen für die Wahrheit der Geschichte im allgemeinen an; denn hier wie sonst sei erfundenes Detail höchst wahrscheinlich. Glücklicherweise beruht seine ganz neue Beziehung einer längst bekannten Briefstelle Goethes, die Gretchens reines Bild schrecklich entstellen würde, auf leidiger Willkür. Am 1. Oktober 1766 vertheidigt Wolfgang in einem leipziger Briefe an seinen frankfurter Jugendfreund Wilhelm Karl Ludwig Moors seine neue Liebe, deren erste Mittheilung an ihn er Horn aufgetragen hatte. Nachdem er bemerkt, Stand und Geld seien elende Vorzüge in den Augen eines denkenden Mannes, fährt er fort: „Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und Vermögen, und

*) Vgl. D. H. Künzel „Die arkadische Gesellschaft zu Philandria nach den Originalurkunden dargestellt" in „Latomia. Freimaurerisches Jahrbuch" 1873 (XXI, 97 ff.). Ich theilte die Briefe in der „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung" 1873 S. 3503 mit, woraus von Loeper zum zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit" (S. 237 f.) schöpfte, der aber den Ausdruck „seiner Laster wegen" noch nicht kannte.

**) Vgl. mein Leben Goethes (1880) S. 53 ff. (2. Ausgabe 51 ff.)

jetzo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." Freilich erkennt er, daß seine Liebe zur S. (offenbar Käthchen Schönkopf) eine Thorheit sei, da er nicht hoffen kann, sein Vater werde je in die Verbindung mit der Wirthstochter einwilligen. Was macht Scherer aus dieser Aeußerung? Frischweg erklärt er die „W." für Gretchen, indem er einen salto mortale wagt. „Da wir S. in Schönkopfin ergänzen müssen, so dürfte auch in W. ein Familienname stecken." Das wird niemand leugnen. Aber wer kann ihm folgen, wenn er fortfährt: „Wir sind also nicht gehindert, diese W. mit Gretchen zu combiniren." (Auf jeden Verständigen muß dieses „Nichtgehindert sein" den wunderlichsten Eindruck machen.) Denn die Combination ist im übrigen möglich." Muß denn alles wirklich sein, was möglich ist? Möglich ist jeder mit W. anlautende Name; aber daß Gretchens Zuname mit W. begonnen, ist ebenso wenig zu erweisen, als daß dasjenige, was Goethe von ihr sagt, zu dem, was wir von ihr wissen, zur Aeußerung über die W. paßt. Allein was kann Scherer nicht beweisen, wenn es gilt, einen Einfall um jeden Preis auszustaffiren? Vorab die Aehnlichkeit! „Zuerst stimmt überein, daß Goethe verachtungsvoll auf seine Bewerbungen um jene W. zurückblickt. Denn auch Gretchen gegenüber empfand er in der Zeit vor dem Abgange nach Leipzig von Grund aus anders, als während seine Liebesgeschichte mit ihr spielt. Er kehrte die ärgerlichsten Betrachtungen bei sich so lange hin und wider, bis er ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften abgestreift hatte." Ich frage Scherer, woher er denn erfahren, wie Goethe in der letzten Zeit, ehe er von Frankfurt nach Leipzig zog, über Gretchen dachte! Wir wissen davon nichts, aber wahrscheinlich hatte er sich während der vollen fünfzehn Monate

vom Mai 1764 bis zum September 1765 über sie beruhigt. In der von Scherer angezogenen Aeußerung Goethes ist blos von der ärgerlichen, wüthenden Aufregung die Rede, in welche Wolfgang durch die Mittheilung gerieth, Gretchen habe erklärt, daß sie ihn nur als ein Kind angesehen, ihre Neigung zu ihm sei bloß eine schwesterliche gewesen. Daß diese von ihm im Ton einer Hofmeisterin geredet, während er sich von ihr feurig geliebt gedacht, reizte seinen Unwillen, und im tobenden Aerger darüber legte er alles, was er sonst so liebenswürdig an ihr gefunden, auf das schlimmste aus, ja er sah in ihr augenblicklich eine „verschmitzte und selbstsüchtige Kokette". Aber wie hätte diese erbitterte Stimmung andauern können? Sie mußte bald einer gerechtern Beurtheilung weichen, da ihr liebes Bild ihm immer wieder vor den Sinnen schwebte. Als er diesen „Pfeil mit dem Widerhaken" (Gretchen war ihm ja unwiderbringlich verloren) aus der Seele gerissen, suchte er alle kränkenden Vorstellungen durch Thätigkeit zu verbannen. Viel früher, als man nach der Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" anzunehmen geneigt ist, hatte er sich völlig hergestellt, wie sein Brief an Buri vom 23. Mai zeigt. Bald gab er sich wieder der alten freien Lebenslust hin, durchstreifte die Umgebung, nahm an den öffentlichen Lustfahrten Theil und trieb sich mit seinen Jugendfreunden herum, die ihn freilich stolz und rechthaberisch fanden. In den fünfzehn Monaten, die er noch zu Frankfurt weilte, wo er mit so manchen anmuthigen Mädchen verkehrte, mußte er, nachdem er den augenblicklichen Aerger, daß Gretchen ihn „als Säugling betrachtet und sich höchst ammenhaft weise gegen ihn betragen", wie ein Nebel vorübergegangen, zu einer liebevollern Beurtheilung jener schönen Tage zurückkehren. Scherer übergeht die von selbst sich aufdrängende Frage, ob Goethe nicht das edle Mädchen bedauern mußte, das ihm so herzlich geneigt gewesen und in Folge der Verwicklungen, an denen sie selbst unschuldig war, die Stadt verließ, ob nicht das Gefühl, daß sie es mit ihm wirklich herzlich wohl gemeint, und die Erinnerung an alle ihre Vorzüge, die sich zu einem lieblichen Bilde vereinigten, über die bittere Verkennung den Sieg davontragen mußte. Wir wissen freilich nichts darüber, doch die Wahrscheinlichkeit und selbst die Art, wie Goethe bei

spätern Erwähnungen Gretchens gedenkt, sprechen dafür. Vor der Abreise von Leipzig heißt es: „Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen.“ In demselben Buche ist vom Unfall mit Gretchen die Rede. Bei der Erinnerung an den Schmerz um Friederiken bemerkt er, man habe ihm Gretchen genommen. Nirgendwo eine Spur, daß er seiner Jugendliebe später mit Widerwillen gedacht habe, daß die Geliebte eigensüchtig und kokett gewesen, als in einer augenblicklichen Aufregung. Wie darf nun Scherer in den Tag hinein der Welt versichern, Goethe habe vor dem Abgange nach Leipzig von Grund aus anders (d. h. ungünstig) gedacht als während der Liebesgeschichte selbst. Die glücklichen Tage seiner Liebe lebten in Goethes Herzen fort, mochte auch ihm bei seinem raschen geistigen Wachsthum nicht entgehen können, daß diese von etwas Knabenhaften begleitet gewesen.

Der zweite Punkt, worin Gretchen und die W. übereinstimmen sollen, ist, wo möglich, noch schwächer. „Da jene W. nicht Goethes einzige Liebe vor Käthchen gewesen war (wir wissen von Charitas Meißner), so muß die Vergleichung der W. und S. auf einem besondern, nur ihnen gemeinsamen Merkmale beruhen. Der Zusammenhang ergiebt mit Wahrscheinlichkeit, daß dieses Merkmal mit den Worten ‚ohne Stand und Vermögen‘ angedeutet ist. Aber wieder paßt das auf Gretchen.“ Von einer solchen „Andeutung“ kann dem Freunde Moors gegenüber, da dieser die W. sehr wohl kannte, gar nicht die Rede sein. Und woher weiß denn Scherer, daß Goethe in Frankfurt nach Gretchen noch eine andere leidenschaftliche Liebe gehabt hat, als zu dieser W.? Gerade diese leidenschaftliche Liebe ist es, welche ihn der Schönkopf gegenüber dieser W. gedenken läßt. In der letzten frankfurter Zeit stand er mit vielen jungen Mädchen in freundlichster Beziehung, noch im April 1766 seufzt er in einem Briefe an Riese nach seinen frankfurter Freunden und seinen Mädchen. Unter diesen finden wir mehrere Gerocks, die beiden Schwestern Crespels und die im Hause ihres Oheims, des Legationsrathes Moritz, wohnende Wormserin Charitas Meißner. Wir wissen, daß er der letztern mit andern jungen Leuten, unter denen ihr Vetter Trapp, den Hof machte; er brachte ihr seine galanten

Huldigungen dar, aber von einer leidenschaftlichen Neigung ist gar keine Spur. In Leipzig gedenkt er ihrer nicht eher, bis ihr Vetter Trapp ihn durch einen wohl nach Leipzig gekommenen Bekannten mahnen läßt, ihm zu schreiben, dann solle er auch Nachrichten über seine Nichte vernehmen. Wir hören hier nur, daß sein frankfurter Freund Müller ihm zuweilen von Charitas Meixner Kunde gebe, der ihn aber dadurch betrübt habe, daß er ihm von seinen Nebenbuhlern berichtet. Auch Goethes Briefe an Trapp, in welchen er freilich seiner passion pour la belle Charitas gedenkt, sich un amant malheureux qui l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour nennt, zeugen von nichts weniger als von leidenschaftlicher Liebe. Er schreibt diesem freilich von seiner unendlichen Freude, daß er Charitas seinen Brief gezeigt und diese so entfernt gewesen sei, durch ce coeur farouche, cet amour ardent, ces sentimens impetueux sich beleidigt zu zeigen, daß sie den Brief zu besitzen verlangt, aber er denkt nicht daran, die Verbindung mit ihr fortzusetzen, sie um die Erlaubniß zu bitten, selbst zu schreiben. Es sind dies eben nur Complimente; denn längst hatte die Schönkopf sein Herz gewonnen, ja gerade an demselben Tage, an welchem er den zweiten Brief an Trapp schrieb, gesteht er seinem Freunde Moors, daß er jetzt zum allererstenmale in dem Herzen der Schönkopf das Glück einer wahren Liebe fühle. Unmöglich konnte Goethe mit der zärtlichen Neigung zu Charitas seine Glut für die Schönkopf vergleichen, er mußte sie einer andern leidenschaftlichen Liebe gegenüberstellen, und zwar einer solchen, wo er die Gunstbezeugungen sich hatte erkaufen müssen.

Ich habe schon längst unter der W. das hier von Scherer ganz übergangene „Trauerspielmädchen" verstanden, dessen er einen Monat nach seiner Abreise von Frankfurt in einem Briefe an Riese gedenkt, der mit Horn einige Zeit nach seiner Abreise die Universität Marburg bezogen hatte, wo sie sich ob absentiam puellarum forma elegantium beklagt hatten. Diesem schreibt er: „Das beste Trauerspielmädchen sah ich nicht mehr. Wenn ihr nicht noch vor der Abreise erfahren (so muß es statt erfahret heißen, da sie längst Frankfurt verlassen hatten), was sie von ‚Belsazar' denkt, so bleibt

mein Schicksal unentschieden. Es fehlt sehr wenig, so ist der fünfte Aufzug fertig. In fünffüßigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädchen wohl gefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte ...
Die Versart, die den meisten nicht gefällt,
Den meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt. Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden."

Wer war dieses Trauerspielmädchen, dem Goethe sein unvollendetes biblisches Trauerspiel „Belsazar" vorgelesen, dem die wohl in einzelnen Szenen angewendeten fünffüßigen Jamben so sehr gefielen, daß Goethe den Rest des Stückes darin zu schreiben beschloß, daß sie sein Schicksal entscheiden sollte, ob er Talent zur Tragödiendichtung habe und er darin fortfahren müsse. Am wahrscheinlichsten denken wir uns unter ihr eine tragische Schauspielerin, deren Bekanntschaft Goethe und seine Freunde in der letzten Zeit gemacht und die durch die Bevorzugung, die sie Goethe gegeben, ihn so weit hinriß, daß er ihr sein noch unvollendetes Trauerspiel vorlas und es von ihrer Entscheidung abhängig machte, ob er sich weiter in Tragödien versuchen sollte. Daher scheint es sich leicht zu erklären, daß er sie trotz des Werthes, den er auf ihre Entscheidung legte, vor seiner Abreise nicht mehr sah, da er die Zeit abpassen mußte, wo er sie, ohne Aufsehen zu erregen, sprechen konnte, wogegen die Freunde in der längern Zeit, die sie noch blieben, sie leichter treffen konnten. Auf sie würde das, was er hier von ihr sagt, vortrefflich passen. Was Riese auf die Frage nach ihr berichtet, wissen wir nicht, da auch Goethes Antwort auf dessen Erwiderung fehlt. Wir können leicht denken, daß die Schauspielerin, die Goethe ohne Abschied und Geschenk verlassen hatte, über den jungen Dichter verstimmt war und sich eher mit Spott als mit Anerkennung über ihn äußerte, auch sich bei einem andern Verehrer leicht über seinen Verlust tröstete Hatte er ungünstige Nachrichten über sie empfangen, so war der Ton, in welchem er hier von ihr spricht, sehr natürlich. Aber unserer Vermuthung, daß das „Trauerspielmädchen" eine Schauspielerin gewesen, tritt die Thatsache entgegen, daß damals gar keine Schauspielertruppe in Frankfurt spielte. Zwar wollte der

Theaterunternehmer Sebastiani, der bereits zur Ostermesse 1765 Operetten und Kinderballette gegeben hatte, auch zur Herbstmesse in Frankfurt spielen, und er war zu diesem Zwecke bereits angekommen, als die Kunde von dem am 18. August zu Innsbruck erfolgten Tode des Kaisers Franz plötzlich allen theatralischen Aufführungen ein Ende machte. Da bliebe freilich noch die Möglichkeit, daß eine zur Zeit bei keiner Gesellschaft thätige Schauspielerin sich damals zufällig in Frankfurt aufgehalten habe; man könnte auch an ein Mädchen denken, das sich zur Schauspielerin ausbilden wollte. Sollte aber an keine wirkliche Schauspielerin zu denken sein, so würden wir uns unter jenem „Trauerspielmädchen" eine besondere Freundin von Trauerspielen zu denken haben, auf deren Einsicht und Geschmack der junge Wolfgang großen Werth legte.

Aber was untersuchen wir lange, wer unter dem „besten Trauerspielmädchen" gemeint ist. Woldemar von Biedermann hat ja längst (Goethe-Forschungen S. 63) entschieden, daß hier nur an Charitas Meixner zu denken sei, weil Goethe diese vor seiner Abreise nach Leipzig geliebt habe. Um die Gründe, welche dagegen sprechen, braucht er sich freilich nicht zu kümmern. Es ist rein undenkbar, daß Goethe keine Zeit gefunden hätte, Charitas noch kurz vor seiner Abreise zu sehen, wie er von jenem Mädchen sagt, da er bei Moritz, der immer großen Antheil an Wolfgang genommen hatte, ein- und ausging, wogegen es sehr die Frage ist, ob auch Riese und Horn dort Zutritt hatten, was nothwendig wäre, wenn die Beziehung auf Charitas zu Recht bestände. Und hätte er auf die Entscheidung von Charitas so viel gegeben, er brauchte deshalb nicht die marburger Freunde zu bemühen, er konnte entweder an Charitas schreiben oder sich durch seine dieser befreundete Schwester von ihr Kunde verschaffen. Freilich hätte es der letztern sonderbar scheinen müssen, hätte er statt auf ihr sonst so hoch gehaltenes Urtheil, auf das ihrer Freundin solchen Werth gelegt, wogegen wir es sehr wohl begreifen, daß er für die Wirksamkeit auf der Bühne die Ansicht einer Schauspielerin in Anspruch nahm. Und wäre es nicht sonderbar, daß in den Briefen Goethes an Trapp gar nicht der Entscheidung über „Belsazar" gedacht wird. Scherer scheint in der Beziehung auf das „Trauerspielmädchen" Biedermann gefolgt zu sein.

Ausdrücklich thut dies, ohne Biedermann zu nennen, Schröer (Goethes Werke, VI in Kürschners Nationalliteratur S. VIII), aber nur im Texte, während er in der Anmerkung gestehen muß, so ausgemacht sei es doch nicht, daß hier Charitas gemeint sei, da sich in Goethes Briefen an Trapp keine Beziehung auf „Belsazar" finde. Eine sonderbare Mißdeutung von Schröer liegt in der Behauptung, Goethe habe sich in der Rolle des Belsazar so gefallen, daß er sich selbst so nenne, da doch offenbar unter „Belsazar" nicht er, sondern das Stück gemeint ist.

Wir mußten so lange bei Scherers zweitem Punkte verweilen, um zu zeigen, daß er gar nichts beweist. Nun zum dritten und jedenfalls dem bedeutendsten, wenn er wahr wäre. „Goethe mußte die Gunstbezeigungen der W. durch besondere Bemühungen erkaufen, die auf eine Linie mit Geschenken gestellt werden. Man hat jedenfalls an egoistische Ausbeutungen zu denken. Eine Ausbeutung zu eigenem Vortheile giebt Goethe für Gretchen allerdings nicht zu. Aber von ihrer Umgebung wurde er ausgebeutet; ihre Gunstbezeugungen, ihre Familiaritäten waren spärlich, er durfte sie nicht erwidern; und nach der Katastrophe erschien sie ihm als eine ‚verschmitzte und selbstsüchtige Kokette'." Den Anfang der Briefstelle hat Scherer mißverstanden, da er den Gegensatz von erlangen und erhalten verkannt hat. Durch elende kleine Trakasserien (Bemühungen, mit denen er sich ihr gefällig erwies), hatte er die Gewogenheit des Mädchens erlangt, durch Geschenke sie bewahrt, wie es später heißt, erkauft. Die Trakasserien stehen demnach keineswegs auf gleicher Linie mit den Geschenken. Unter den Trakasserien könnte man bei einer Schauspielerin die Bemühungen verstehen, möglichst viele für ihr ausgezeichnetes Talent zu begeistern und ihr einen weiten Kreis Verehrer zu gewinnen. Die Geschenke sind eigentlich zu nehmen, nicht als „egoistische Anbeutungen"; daß neben ihnen die Trakasserien fortbestanden, ist natürlich, brauchte aber eben hier nicht bemerkt zu werden. Er glaubte nie ohne ein Geschenk bei ihr erscheinen zu dürfen, wie der Knabe früher zur Schwester seines jungen Freundes Derones (Derosne) nie gegangen war, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, wovon bei Gretchen gar nicht die Rede ist. Aber Scherer

ersetzt die Geschenke absichtlich, um die Aehnlichkeit nicht zu verlieren, durch „egoistische Ausbeutungen". Habe auch Gretchen selbst ihn nicht ausgebeutet, so sei er doch von ihrer Umgebung ausgebeutet worden. Eine solche Ausbeutung könnte nur in der Benutzung seiner Reimfertigkeit und des Einflusses bei seinem Großvater bestehen. Wie aber in aller Welt kann man darauf die Aeußerung beziehen, er habe durch Geschenke die Gunstbezeigungen der W. erkauft, worunter Goethe, wie jeder, der die deutsche Sprache kennt, etwas anderes, wirkliche Geschenke, wie sie eine Buhlerin dem Liebhaber entlockt, verstehen mußte. Und was soll zur Begründung der Aehnlichkeit die Bemerkung, ihre Gunstbezeigungen, ihre Familiaritäten seien spärlich gewesen, er habe sie nicht erwidern dürfen? Müssen wir ja gerade das Gegentheil bei der W. annehmen. Von eigentlichen Gunstbezeigungen, die man sich durch Geschenke erkauft, findet sich bei Gretchen nach Goethes Darstellung keine Spur. Die einzige Vertraulichkeit, die sie ihm, aber sonst niemand, erlaubte, bestand darin, daß sie, wenn er las, den Arm auf seine Schulter legte, um mit ihm in das Buch oder Blatt zu sehen, obgleich sonst von Goethes Lesen kaum die Rede ist. Und welcher Art waren die Gunstbezeigungen? Als sie, um ihn von der Ausbeutung seiner Reimfertigkeit durch ihre Vettern zu retten (so wenig wollte sie diese ausbeuten), ihn bestimmt hatte, die mitgebrachte Epistel zurückzuziehen (sie hatte sich zu diesem Zwecke dazu verstanden, sie mit ihrem Namen zu unterschreiben), faßte sie seine Rechte mit beiden Händen und drückte sie liebevoll, um ihm zu erkennen zu geben, wie herzlich dringend ihr Wunsch sei, daß er gehe, ehe die Vettern kämen, vor denen sie ihn retten wollte, obgleich sie selbst dadurch alle Aussicht verlor, ihn wiederzusehen. Wie wahnwitzig wäre dies gewesen, hätte sie ihn ausbeuten wollen! Aber Wolfgang kann der Sehnsucht nach ihr nicht widerstehen: trotz allem sucht er mit den Vettern von neuem anzubinden, um wieder zu Gretchen zu kommen. Auch jetzt ist von eigentlichen Gunstbezeigungen, wie sie der Liebende verlangt, keine Rede. In der Nacht, welche die große Gesellschaft im Wohnzimmer zubrachte, wo sie neben ihm saß, lehnte sie unwillkürlich, als der Schlaf sie übermannte, ihren Kopf an seine Schulter. Am Morgen drückte

sie ihm beim Scheiden gar herzlich die Hände, da ihre Neigung zu ihm immer stieg, auch wohl aus Besorgniß, sein Ausbleiben über Nacht möchte unangenehme Folgen für Wolfgang haben, zur Entdeckung seiner Verbindung mit den Leuten geringen Standes führen und dieser ein böses Ende machen. Endlich in der Nacht des Krönungstages, wo Wolfgang mit ihr, in Begleitung von Pylades und dessen Mädchen, die glänzende Beleuchtung gesehen und dann in einem Speisehause lange „im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste" verbracht, drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirn. Das sind alle Gunstbezeigungen, die Goethe, nach der unglücklichen Deutung der W. auf Gretchen, von dieser mit Geschenken erkauft haben soll. Wenn Scherer endlich so großes Gewicht darauf legt, daß Gretchen nach der Katastrophe Goethe als eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette erschienen sei, so ist dort nur von der augenblicklichen Aufregung die Rede, in welche ihn die Mittheilung versetzte, sie habe in der Untersuchung erklärt, daß sie ihn nur für ein Kind gehalten. Von seiner leidenschaftlichen Verdammung mußte er bei ruhiger Betrachtung bald zurückkommen, so daß er unmöglich zwei Jahre später sich über Gretchen so äußern konnte, wie er es über die W. im Briefe an Riese thut. Auch hätte Scherer bemerken sollen, weshalb Goethe in seinem bittern Aerger sie für eine „verschmitzte und selbstsüchtige Kokette" gehalten habe; nur weil sie auf sein Dringen seine Liebesepistel unterschrieb, was sie „lächelnd" that, um sie dem beabsichtigten Mißbrauch zu entziehen. Hätte sie ihm wirklich leidenschaftliche Liebe gestehen, den vornehmen Knaben an ihr Haus fesseln wollen, so konnte sie unmöglich Umarmung und Kuß ablehnen, ihn darauf verweisen, daß sie „sich lieben wollten, wenns möglich". Ja sie brach alle Verbindung mit ihrem Hause dadurch ab, daß sie ihn bestimmte, den Vettern die Liebesepistel zu entziehen, wenn nicht gar auch darin verschmitzte Berechnung einer Buhlerin liegen soll, die überzeugt gewesen, er werde sich zu ihr zurückgetrieben fühlen und, trotz seiner Verschuldung gegen die Vettern, sie wieder aufsuchen, ihre angebliche Absicht seiner „Rettung" sei nur Trug gewesen. Auf solche Weise kann man freilich das Widersinnigste vertheidigen.

Scherer giebt nur das Bild Gretchens, wie es dem Liebhaber in seiner augenblicklichen Erbitterung erschien, statt aus Goethes eigener Erzählung die Züge auszuheben, welche uns das liebenswürdige Bürgermädchen in seinem wahren Wesen zeigen. Nur ein Zufall bringt sie im Hause der Vettern mit dem vornehmen Knaben zusammen; sie ist weit entfernt, seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen, ihn aber verfolgt seit jenem Abende ihre Gestalt überall; war sie ja das erste weibliche Wesen, das einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Deshalb sucht er sie Sonntags in der Petrikirche auf, wo er keinen Blick von ihr wendet; nach dem Gottesdienste wartet er vor der Thüre, wo er „schon selig ist, wenn sie ihn bemerkte und gegen einen Gruß genickt zu haben schien". Von neuem erhält er einen Auftrag von den Vettern, die ihn auf einen Abend einladen: aber was thut Gretchen? Statt ihn zu fesseln, räth sie ihm ab, sich auf solche Mystifikationen einzulassen, und sie ruht nicht, bis sie ihn bestimmt hat, die prächtige Liebesepistel zurückzuziehen und sich vor der Ankunft der Vettern zu entfernen. So wenig hatte sie die Absicht, ihn auszubeuten, daß sie die Vettern um den versprochenen Brief brachte, so wenig wollte sie ihn fesseln, daß sie die Verbindung mit ihm zerschnitt, da er nach der Täuschung der Hoffnung der Vettern nicht wagen durfte, weiter bei diesen zu erscheinen. Gretchen hat die Vettern bestimmt, Gelegenheitsgedichte auf Bestellung zu übernehmen, ohne irgend einen Gedanken, daß Wolfgang sich darauf einlassen werde. Diesen treibt die Sehnsucht, die Geliebte wiederzusehen, den Vettern von neuem in die Arme. Als er das versprochene Leichencarmen bringt, findet er Gretchen wieder, wie beim zweiten Besuche, am Spinnrade. Pylades und die Vettern erzählen, was sie bisher zu ihrem Fortkommen gethan und was sie in Zukunft zu erreichen gedenken. Als Wolfgang sich der Aufforderung nicht entziehen kann, der Gesellschaft zu berichten, wodurch er sich, wenn er ganz mittellos und ohne vornehme Verbindungen wäre, fortzubringen suchen würde, steht Gretchen vom Spinnrade auf und setzt sich an ihren Platz am Ende des Tisches, auf dessen Rand sie die übereinander geschlagenen, mit beiden Händen gefaßten Arme legt, wie sie oft lange saß und zuhörte, ohne etwas als den Kopf zu bewegen, was sie nur bei bedeutendem Anlasse

that. Dies dürfte ein durchaus echter Zug sein. Hatte Wolfgang auch in seiner Erzählung, bei welcher er sie nie aus dem Auge verlor, seinen Lebensplan nicht ohne Beziehung auf Gretchen sich gedacht und dargestellt, so kam es doch an diesem Abende zu keiner weitern Annäherung. Aber die Schöne wurde in Gefolg desselben veranlaßt, um für ihren künftigen Lebensunterhalt zu sorgen, bei einer Putzmacherin zur Aushülfe einzutreten. Vielleicht gehört dies wie jene Erzählungen der einzelnen, was sie bisher gethan und weiter zu thun gedächten, zu den novellistischen Ausschmückungen. Gretchens Wesen zog Wolfgang so sehr an, daß er fast alle Abende im Hause der Vettern verbrachte, aber das Mädchen behandelte ihn so wie alle übrigen; sie gab keinem die Hand, litt keine Berührung; der einzigen Vertraulichkeit, die sie sich allein gegen Wolfgang erlaubte, ist bereits gedacht. Gern horchte sie auf den talentvollen, reich gebildeten Knaben, da sie besondere Lust empfand, sich unterrichten zu lassen. Als er auf ihren Wunsch über die Feierlichkeit der Wahlhandlung ausführlich berichtet hatte, dankte sie ihm herzlich, und sie konnte dabei den Wunsch nicht unterdrücken: „Wenn ich ein Knabe wäre, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas rechtes lernen.“ Da sie im Laden der Putzmacherin die Nothwendigkeit des Französischen erkannt hatte, entschloß sie sich, Unterricht in dieser Sprache zu nehmen, doch ehe sie hierzu gelangen konnte, vernichtete die unglückliche Entdeckung der Verbindung der selbst unschuldigen Vettern mit verbrecherischen Menschen alle ihre Aussichten, sich in Frankfurt zu einer ihr entsprechenden Thätigkeit heranzubilden. Wie angenehm ihr auch das Verhältniß zu dem jungen Wolfgang sein mußte, wie lebhaft sich auch die Neigung zu ihm steigerte, jeder Gedanke, ihn für sich zu gewinnen, lag ihr fern, sie dachte nur an ihr selbständiges Fortkommen. Wenn sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, in Begleitung des so gründlich von allem unterrichteten, so herzlich an ihr hängenden Knaben Abends die glänzend erleuchteten Straßen zu durchwandern und mit ihm, zugleich mit Pylades und dessen Verlobter, eine Gastwirthschaft zu besuchen, so war dies das Aeußerste, zu welchem sie die Wonne hinriß, die sie in seiner Nähe fühlte; seine Liebe zu reizen, um sie selbstsüchtig anzubeuten, lag ihr durchaus fern, wenn

wir Goethes eigener Darstellung glauben wollen, auf die wir hier einzig angewiesen sind. Zu der Annahme, Goethe habe seine Liebe zu Gretchen möglichst zu deren Gunsten gestaltet, das Verhalten derselben sei nicht so rein gewesen, sind wir durch nichts berechtigt, am wenigsten durfte dieses Scherer zur Unterstützung seines jeden äußern und innern Haltes entlehrenden Einfalls thun, die W. sei Gretchen. Das, was Goethe von beiden sagt, ist so himmelweit verschieden, ja geradezu entgegengesetzt der Annahme, die nach Scherer nichts hindern soll, daß sie als vermessen erscheinen muß.

Der Entdecker sucht nun seine, wir sahen auf welche Weise gewonnene Thesis anderweitig zu begründen; er glaubt den Namen der W. ergänzen zu können. Kriegk (die Brüder Senckenberg S. 325 f.) hat mitgetheilt: über die Kriminaluntersuchung, in welche nach Goethe die Vettern und Gretchen selbst verwickelt waren, finde sich nichts in den vollständig, mit Ausnahme einer Nummer, erhaltenen frankfurter Kriminalakten, nur eines scheine damit in Verbindung zu stehen, die am 14. Mai 1764 begonnene Verhandlung gegen den Gerichtssubstituten Johann Adolf Wagner und den Oberstrichter Raab wegen einiger Unterschleife in der Gerichtskanzlei. Scherer meint, hiernach liege die Vermuthung nicht fern, W. sei „Wagnerin" zu ergänzen. Wollten wir auch einen Augenblick Scherer zugeben, die W. sei Gretchen, so ist diese Ergänzung schon deshalb abzuweisen, weil der von Goethe seinem Großvater empfohlene junge Mann von den Vettern, in deren Hause Gretchen wohnte, ganz verschieden ist, ja, wie wir ausdrücklich hören, von Wolfgang nur auf der Rückreise von Höchst, später nie mehr gesehen worden. Doch Scherer weiß sich in seiner Weise zu helfen: von Goethes Bericht greift er nur das heraus, was zu seinem Zwecke paßt. Man werde, erklärt er, auf den Grad der Verwandtschaft und der Verbindung dieses Mannes mit Gretchen kein Gewicht legen dürfen; als das Wesentliche sei wohl zu betrachten: „Ein mit Gretchen zusammenhängender, aus Goethes Verhältniß zu Gretchen Vortheil ziehender, durch Goethe an den Großvater empfohlener und von der Stadt angestellter Mensch giebt den Gerichten Anlaß, sich mit ihm zu beschäftigen, und von dem daraus erwachsenden Skandal fällt, wie natürlich, ein Theil auf Goethe

zurück." Davon, daß der Mensch mit Gretchen zusammengehangen habe, sagt Goethe kein Wort; nur die Vettern kannten ihn, hatten ihm, wie wir voraussetzen müssen, von ihrem Verhältniß zu dem Enkel des Schultheißen gesprochen und ihm, nachdem er sie zufällig in Wolfgangs Begleitung getroffen, dessen Vermittlung zur empfehlenden Uebergabe eines Bittschreibens an den Großvater erwirkt. Wer berechtigt uns nun diesen Mann, den wir nie im Hause der Vettern finden, zu einem nahen Verwandten Gretchens mit demselben Zunamen zu machen, etwa zu ihrem Bruder oder ihrem Oheim? Warum soll das W. nicht ebensogut „Weberin", „Wernerin", „Winklerin", „Wolfin" und wer nennt alle mit W anlautenden Namen? ausgefüllt werden können? Aber nein, Scherer muß das W. benutzen, um die Gleichung, die W. sei Gretchen, zu begründen, mag diese Begründung auch so fadenscheinig sein, wie sie will. Freilich ist es richtig, daß nicht alle einzelnen Züge der Erzählung thatsächlich sind, Goethe manches frei ausgeführt hat: aber was berechtigt, gerade die eingreifendsten Züge, das Zusammentreffen in der engen Wohnung der Vettern für willkürlich erfunden, dagegen die Empfehlung des Mannes bei dem Großvater für eine unzweifelhafte Thatsache zu halten? Das ungeheure Ereigniß war, daß die Vettern, mit denen er in Verbindung gekommen (als Vermittler diente der wohl zu diesem Zwecke schon im zweiten Buche eingeführte Pylades) und in deren Hause er Gretchen kennen gelernt hatte, in Folge ihres Zusammenhanges mit verbrecherischen Menschen in eine Untersuchung verwickelt wurden, wodurch auch Goethes Besuche bei Gretchen an Tag kamen.

Scherer sagt: „Seine Erzählung ist deutlich in der Tendenz gearbeitet, das geliebte Mädchen möglichst rein zu halten, möglichst weit zu entfernen von den bösen Dingen, mit denen der junge Goethe thatsächlich doch nur durch sie in Berührung trat." Wie kann man so arg die Thatsachen entstellen! Nur seine eigene falsche Beziehung berechtigt ihn zur Voraussetzung, Gretchen sei nicht so unschuldig gewesen, um Goethe hier nach einer Tendenz arbeiten zu lassen, von der noch die erste Spur nachzuweisen wäre. Ist es nicht ein sittliches Unrecht eines losen Einfalls wegen Gretchens Ehre zu verdächtigen, Goethes außerordentlich schönes Zeugniß ihr zu

rauben! Gehen wir ins einzelne. Mit welchen bösen Dingen ist denn Goethe durch Gretchen in Berührung getreten? Er selbst fühlte sich völlig unschuldig und auch Gretchen hatte ihn keineswegs zu Bösem verführen wollen. Eher könnte man die Vettern in dieser Beziehung nennen, in deren Haus er Gretchen kennen lernte, aber auch diese hielten sie von allem eigentlich Bösen frei. Er war thatsächlich mit nichts Bösem in Berührung getreten, so daß eine darauf bezügliche Schuld Gretchens unmöglich; selbst die Verbindung mit den Vettern hatte sie nicht veranlaßt, wenn auch ihr liebes Wesen, nicht kokettenhafte Berechnung, ihn in ihrem Hause festhielt. In wiefern „das natürliche Streben nach starken Wirkungen", auf das sich Scherer beruft, Goethe einzelne Züge einzufügen veranlaßt, wird schwerlich je im einzelnen festgestellt werden können, am wenigsten wird man darauf zurückführen dürfen, daß nach Scherers wunderlichem Ausdruck „Krönung und Liebeskatastrophe auf gestern und heute aneinander gerückt wurden". Die Verflechtung der Liebesgeschichte mit der Beschreibung der Wahl und Krönung ergab sich von selbst, und nichts lag näher als den Ausbruch des Unheils unmittelbar auf den glücklichsten Abend des jungen Paares folgen zu lassen, da jede zwischentretende Erzählung den Eindruck ungemein abgeschwächt haben würde. Es braucht deshalb nicht das von Rednern und Schriftstellern, wie Goethe im vierzehnten Buche sagt, gern benutzte wirkungsvolle Mittel der Kontraste hier zu Hülfe gerufen zu werden. Freilich wird niemand fest daran glauben, daß Wolfgang gerade am frühen Morgen nach dem Krönungstage, am 4. April, von der Mutter geweckt und auf den widerwärtig genug angekündigten Besuch von Rath Schneider vorbereitet wurde.

Hinge wirklich die Untersuchung gegen Wagner und Raab mit der von Goethe erwähnten zusammen, so müßte dieser die zu Grunde liegenden Verbrechen ungemein vergrößert haben. Er spricht von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen, und gerade der von Goethe Empfohlene war einer der Schlimmsten, ja er hatte sich um jene Stelle hauptsächlich beworben, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Die Schuld von Wagner und Raab war keineswegs so stark. Die Untersuchung wurde auf die unter der

Hand geschehene Anzeige eingeleitet, daß in der Gerichtskanzlei Gelder unterschlagen würden und andere Mißbräuche sich eingeschlichen hätten. Die vorhandenen Akten beziehen sich bloß auf gewisse Pflichtwidrigkeiten, die bei Concurssachen vorgekommen. Die Sache war so wenig bedeutend, daß die Beamten bloß einen Verweis erhielten und die Kosten zahlen mußten. Wagner blieb in derselben Stelle noch länger als ein Menschenalter. Auch sieht man nicht, wie die Untersuchung eine so weite Ausdehnung gewinnen konnte. Wenn Wagner von Wolfgang empfohlen sein sollte, so müßte dies noch vor das Ende des siebenjährigen Krieges fallen und ebenso der Anfang der Bekanntschaft Gretchens, was nicht weniger als wahrscheinlich ist. Wie aber, wenn gerade die Empfehlung des jungen Mannes nur ein erdichteter Zug wäre, so daß man in Wirklichkeit nicht dadurch, daß sich herausstellte, der Beschuldigte sei von Wolfgang empfohlen worden, auf dessen Verbindungen aufmerksam geworden, sondern die Untersuchung zunächst gegen jene verbrecherischen Leute gerichtet gewesen, mit denen die Vettern bekannt waren, und diese durch die Berufung auf Wolfgangs Zeugniß sich zu retten gesucht hätten? Nun berichtet Kriegk, in den Kriminalakten von 1764 fehle nur eine Nummer, die nach dem Kataloge eine Zeugenaussage über verdächtige Burschen enthalten habe, welche mit Straßenräubern im Speierischen in Verbindung gestanden. Freilich hatte Kriegk, da er keinen Zweifel daran hegte, jener von Goethe empfohlene Beamte sei in die Versuchung verwickelt gewesen, vollkommen recht mit der Bemerkung: „Auch sie gehört also nicht hierher." Aber wenn wir diesen Zug als freie Zuthat aufgeben dürften, so könnten wir es uns wohl erklären, daß man im Speierschen die Fäden einer mit jenen Straßenräubern zusammenhängenden verbrecherischen Bande zu Frankfurt entdeckt, von denen einzelne mit den Vettern bekannt waren, aber nur im allgemeinen, so daß sie keinen Antheil an den Streichen derselben hatten, ja es würde nicht zufällig sein, daß gerade diese Nummer aus den Akten verschwand, weil in ihnen Wolfgang erwähnt wurde. Aber nach gütiger Mittheilung von Archivar Grotefend ist jene Nummer keine Zeugenaussage, sondern ein „Stadtspeyerisches Requisitionsschreiben einige aufgefangene verdächtige Burschen betreffend". Doch auch dieses konnte

zu einer Untersuchung führen, in welche Bekannte der Vettern und diese selbst verwickelt wurden.

Nicht das Bild einer verschmitzten und selbstsüchtigen Kokette lebte in Goethes Erinnerung, wie wir es Scherer glauben sollen, der sich nicht scheut, ihn noch zwei Jahre später mit einem verachtenden Blicke auf ihre Ausbeutungen herabschauen zu lassen, sondern das reizende Bürgermädchen in allem Glanze inniger Herzlichkeit, seelenhafter Gutmüthigkeit, stiller Häuslichkeit und klarer Verständigkeit. Auch den vollen Drang, den durch einen unglücklichen Zufall in den Kreis ihrer Vettern gerathenen bezaubernden Knaben vor den Gefahren des Mißbrauches seiner Dichtergabe zu behüten, ihn auf das beste zu berathen, die Lust, sich durch ihn belehren zu lassen, und das regen Streben, sich durch Fleiß und Eifer aus ihrer abhängigen Stellung zu einer lohnenden Thätigkeit zu erheben, dürfte er aus dem Leben genommen haben. Dagegen wird es kaum jemand mit Scherer für möglich halten, daß Goethe die Grundzüge seiner Knabenliebe dem Gretchen seines größten Gedichtes entnommen habe, welche noch heute die Herzen aller, die den Dichter empfinden, unwiderstehlich anzieht, vielmehr ist Fausts Gretchen eine freie Widerspiegelung seiner Jugendgeliebten. Freilich ist auch die Wunderblume in der grausen Tragödie des von der wilden Gier hingerissenen Verfluchers der Welt und aller ihrer Genüsse eben so wenig, wie jetzt ihr Urbild, dem Mißgeschick entgangen leichtfertig verschwärzt zu werden. Schon Kreyßig (Vorlesungen über Goethes Faust, 1866) glaubte so wenig an Gretchens Reinheit, daß er ihre Antwort auf des Mephistopheles Frage nach dem Stande ihres Herzens: „Was meint der Herr damit?" für Ziererei hielt, obgleich ihn Mephistopheles, der geheim für sich spricht: „Du guts, unschuldigs Kind!" eines Bessern hätte belehren sollen. Wem sollen wir glauben, wenn nicht diesem, dessen durchdringender Scharfsin nalle Schwächen der Menschen ausspürt. Den Gipfel des Unrechts hat neuerdings Franz Kern in seiner sensationellen Schrift erstiegen: „Drei Charakterbilder aus Goethes Faust (1882)," wo er gegen Gretchen den advocatus diaboli spielt, dagegen das Bild des platten Pedanten Wagner ins Schöne verzerrt, obgleich dieser im entschiedenen Gegensatz zu dem Feuergeiste seines Herrn und Meisters ausgeführt ist. Daß sie durch ihre

mädchenhafte Freude am Putze sich verleiten läßt, die Mutter, die gar zu genau ist und ihr jeden mäßigen Genuß versagt, zu hintergehen, sich, da ihr jede andere Bekanntschaft fast abgeschnitten ist, der unglücklichen, aber gemeinen Nachbarin zu vertrauen, ist ihre einzige Schwäche, die sie dem bezaubernden Manne in die Arme treibt. Beide, Gretchen und Faust, sind zum erstenmal von der Seligkeit der Liebe entzündet; bei Gretchen ist es volle, reine Seelenliebe, aber Faust, über den Mephistopheles Macht gewonnen, zerstört im wilden Rausche der Leidenschaft das himmlische Bild. Kern legt es darauf an, alles mit Gewalt zu Ungunsten des armen Gretchen auszulegen, der er sogar die sittliche Schuld des Todes der Mutter und der Ermordung ihres Kindes aufzubürden wagt. Aber alle diese sophistischen Schwärzungen von Gretchens liebem Bilde verflüchtigen sich vor redlichem, nicht nach Belastungsgründen eines Delinquenten haschendem Verständnisse.

Doch zu Scherer zurück. Wenn Goethes Darstellung Gretchen in eine simple, aber durch Reinlichkeit glänzende und wohlthuende Atmosphäre versetze [der Tisch ist reinlich und ordentlich gedeckt, das Mädchen von ungemeiner Schönheit, alles an ihm schien auserlesen], wenn er Gretchen aus der Kirche kommend, von ihm dort gesucht, aber freilich nicht angeredet oder begleitet zeige [er wendet in der Kirche kein Auge von ihr und freut sich, sobald sie ihn draußen zu bemerken und seinen Gruß durch Nicken zu erwiedern scheint], wenn sie wiederholt am Spinnrade erscheine, so könnten alle diese Züge aus „Faust" in jene frankfurter Episode hineingetragen sein. Aber das erste und letzte sind so natürliche Züge, daß der Dichter nicht nöthig hatte, sie von sich selbst zu borgen, und auch das Aufsuchen in der Kirche liegt so nahe, weicht dazu von der Art, wie Faust zufällig die ihm ganz Unbekannte aus dem Dome treten sieht, so wesentlich ab, daß eine Entlehnung derselben durchaus unwahrscheinlich, ja wir dürfen viel eher glauben, die Szene, wo Faust das aus dem Dome tretende Bürgermädchen frech anspricht und ihm seine Begleitung anbietet, sei im Gegensatze zu seiner eigenen scheuen Begrüßung Gretchens vor der Petrikirche gedacht. Seltsam ist es, wie Scherer, der sonst nach persönlichen Beziehungen hascht, die in Goethes Dichtungen liegen sollen, eine

solche hier entschieden meidet, damit nur das liebe Bild, welches „Wahrheit und Dichtung" von Gretchen zu allgemeiner Freude geschaffen, nicht echt sei. Natürlich läßt er es auch zweifelhaft, ob der Name Gretchen von der frankfurter Geliebten auf das dramatische übergegangen oder die umgekehrte Uebertragung stattgefunden. Aber der Name tritt in der Erzählung zu bedeutend hervor, als daß Goethe diesen nicht aus der Erinnerung genomm enhätte, und es ist fast unglaublich, daß er dem anmuthigen Bürgermädchen, in welchem der mit allen geistigen Vorzügen ausgestattete vornehme Herr, der ihr seine feurigen und innigen Huldigungen darbringt, in ihr zum erstenmal das Gefühl warmer, ihr ganzes Wesen ergreifender Herzensliebe erregt, nicht den Namen seiner ersten Liebe gegeben haben sollte, wenn auch freilich die äußerste Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, die Frankfurterin habe einen so übel klingenden Namen gehabt, daß Goethe ihn in seiner Dichtung habe meiden müssen, wie er auch Fausts „Johann" in „Heinrich" umänderte. Im „Faust" führt die Geliebte im Texte überall den Namen Gretchen (daneben Gretelchen und in der späten Valentinscene Gretel), nur Mephistopheles nennt sie einmal launig Margretlein. Freilich in der Personenangabe steht Margarete, mit Ausnahme der szenarischen Bemerkung zu 2650 und der später gedichteten Szenen, wogegen in der letzten, erst nach dem Drucke des Fragments vollendeten wieder Margarete erscheint.*) Scherer leugnet nicht, daß zwischen den beiden Frauengestalten, der Frankfurterin und Fausts Geliebter, ein Zusammenhang obgewaltet, jene ihm als erstes Material aus seiner eigenen Erfahrung gegolten, welches der poetischen Schöpfung von Fausts Gretchen zu Gute gekommen: aber warum soll er auch nicht von der Frankfurterin die Innigkeit, Gutmütigkeit und Unschuld genommen haben, welche die Grundzüge des Wesens des dichterischen Gretchens bilden? Hätte er sie als eine verschmitzte, selbstsüchtige Kokette verachtet, wie wir Scherer glauben sollen, nimmermehr konnte er sie bei Fausts Gretchen zu Grunde legen.

*) Vgl. meinen Aufsatz über die von Scherer angenommene erste prosaische Fassung des „Faust in Schnorrs „Archiv" IX, 540. Anders möchte sich Schreyer in seiner Faustausgabe (1881) S. 417—422 dies zurechtlegen.

Aber nun sehen wir auch gar „Die Mitschuldigen" als Zeugniß für Goethes Knabenliebe herangezogen, wodurch das Bild erst recht verschoben wird. In der Schilderung seiner leipziger Studienzeit entwickelt Goethe, nachdem er den Ursprung seiner ältesten übrig gebliebenen Dichtung, „Die Laune des Verliebten", aus persönlichen Erlebnissen angegeben, die damalige Entstehung seines zweiten Stückes, der „Mitschuldigen". Dieses sei allein fertig geworden von mehrern entworfenen Schauspielen, von denen er meist nur die Exposition geschrieben, da in fast allen ängstliche Verwicklungen hätten eintreten sollen und ein tragisches Ende gedroht habe. Bei dieser Gelegenheit holt er nach seiner Weise weit aus. Schon früher habe ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen gehabt. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben habe er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt sei. Weiter heißt es: „Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen, entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten gesehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten." In wiefern die letztere Bemerkung genau der Wahrheit entspreche, können wir jetzt auf sich beruhen lassen. In dem Entwurfe seiner Lebensereignisse von 1809 findet sich hier nur: „Die Mitschuldigen. Druck der Aestimation. Aeußerer Schein, innere Verbrechen." Durch manches, was er im Hause seines Großvaters vernahm, durch die Verbindung mit von Reineck, welcher den Hausfreund, der ihm die Tochter entführt hatte, mit leidenschaftlichstem Hasse überallhin verfolgte, und mit seinem „Timonischen Mentor" Hüsgen, der mit Gott und den Menschen zerfallen war und ihm die Welt nur von ihrer fratzenhaften Seite schilderte, auch durch mancherlei sonstige in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle hatte er in die Schäden der menschlichen Gesellschaft einen Blick gethan, doch sah er, wie er gegen Ende des vierten Buches bemerkt, was die meisten Menschen thaten und trieben, sehr läßlich an. Freilich konnten ihm die Verbrechen, in welche junge Leute, mit denen Gretchens Vettern bekannt waren, sich eingelassen, einen neuen Beweis von der Schlechtig-

keit der Welt geben, aber bei dem ihn damals ganz beherrschenden persönlichen Unglück machte diese auf ihn einen geringern Eindruck, und die fünfzehn Monate, die der zum Jüngling heranwachsende Knabe nach dem Unglücke mit Gretchen noch in Frankfurt lebte, mußten weit mehr zu seiner Einsicht in die traurigen Zustände des von Verbrechen unterhöhlten bürgerlichen Lebens beitragen, als die Mittheilung von Verbrechen, zu denen einige leichtsinnige junge Männer, zum Theil von Stande, sich hatten hinreißen lassen. Trotzdem glaubt Scherer, gestützt auf Goethes erwähnte Aeußerung, „Die Mitschuldigen" mit hoher Wahrscheinlichkeit als „einen Niederschlag der Gretchenepisode" ansehen zu dürfen; denn dieser selbst setze sie in Beziehung „zu einem Kreise" von Erfahrungen, in welchem der düstere Hintergrund Gretchens obenan stehe. Die letztere seltsam ausgedrückte Behauptung ist nicht wahr, wenn auch Goethes Worte den Irrthum veranlassen können, aber nur wenn man sie obenhin ansieht, nicht bemerkt, daß die Geschichte mit Gretchen nur als erster Anfangspunkt jener traurigen Einsicht bezeichnet wird. Nach seiner eigenen Erzählung, die doch bei weitem mehr Bedeutung beansprucht als jene nebensächliche Erwähnung, hat die Verbindung mit Gretchen und den Vettern ihm keinen so traurigen Blick eröffnet; ihre Berichte über die „vielfachen Mittel und Wege, sich etwas zu erwerben", enthielten so wenig etwas Verbrecherisches, daß Wolfgang ihnen „mit Vergnügen" zuhörte. Nur an den „Folgen" der Geschichte mit Gretchen, welche neben dieser selbst an der von Scherer zum Ausgangspunkte genommenen Stelle ausdrücklich genannt sind, daran, daß man sie und ihn selbst im Verdachte gehabt, mit den Bubenstücken verbrecherischer Menschen in Verbindung gestanden zu haben, und bei der Entdeckung dieser Verbrechen überzeugte er sich von der Unterhöhlung des bürgerlichen Lebens. Hatte er ja sogar hören müssen, daß mehrere junge Leute von Stande sich anfangs zu verwegenen Mystifikationen, dann zu possenhaften Verbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und andern solchen verfänglichen Dingen hätten verleiten lassen. Doch müssen wir gestehen, daß wir gerade zur Thatsächlichkeit dieser Aeußerung wenig Vertrauen haben. Da die Geschichte mit Gretchen und deren Folgen nur als Anfangspunkt bezeichnet wird der Einsicht, daß

die bürgerliche Gesellschaft von Verbrechen unterhöhlt sei, worauf aber noch manches andere erwähnt wird, so scheint uns die von Scherer daraus gefolgerte Beziehung der „Mitschuldigen" durchaus haltlos.

Aber zur Vergleichung der Gretchenepisode mit dem burlesken Lustspiel glaubt Scherer sogar ein äußeres Recht zu haben. Zu diesem Zwecke rückt er sich das „Grundverhältniß, auf das es ankommt", bei den „Mitschuldigen" so zurecht, daß es mit Goethes Knabenliebe einen Anschein von Aehnlichkeit gewinnt. „Ein junger Mann von Stande hängt mit einer sehr unsaubern Gesellschaft durch seine Liebe zu einem Frauenzimmer zusammen, das besser ist als ihre Umgebung. Er steigt herab, indem er mit diesen Leuten verkehrt. Er ist reich und es wird ihm zugetraut, daß er politische Geheimnisse wisse. Sophiens Vater will seine Briefe lesen, Sophiens Mann will ihn bestehlen." Wer den lustigen Inhalt des Stückes kennt, muß erstaunen, wie man so den Hauptpunkt, die Beschämung des Libertiners Alceste durch Sophiens Tugend, übergehen, das Besondere ungehörig ins Allgemeine auflösen, Nebendinge hervorheben und ihre innere Beziehung zur Handlung übersehen kann. Das dem Stücke Vorhergegangene wird in diesem „Grundverhältniß" mit der Bühnenhandlung vermengt, der Kernpunkt bleibt unerwähnt. Alceste hat schon früher, wo er am Orte wohnte, mit dem Wirthe zum schwarzen Bären und dessen Tochter in Verbindung gestanden; vor vierzehn Tagen ist er in den Gasthof eingekehrt. Als er vor Jahren die Liebschaft mit der Wirthstochter anspann, war diese Gesellschaft keineswegs unsauber; beim jetzigen Einkehren in den Gasthof kann er ebenso wenig daran denken, er kann nicht ahnen, daß der Gatte seiner Geliebten ein solcher Lump sei. Wie mag man da von einem „Herabsteigen" reden. Aber freilich Goethe stieg zu den Vettern herab; darum müssen auch die Wirthsleute eine unsaubere Gesellschaft sein, obgleich es Alceste allein darum zu thun ist Sophien wiederzusehen. Er hat ein liederliches Leben hinter sich und hofft nach der Befriedigung seiner Wollust und dem Stolze und der Unempfindlichkeit, mit denen er auf die Weiber herabschaut, von ihr nicht mehr gerührt zu werden. Aber kaum hat er Sophien wiedergesehen, so fühlt er sich von ihrem Wesen gefesselt, seine Wollust

erwacht von neuem. Der Roué hofft sie, die er als Gattin eines bon vivant findet, leicht durch die Erinnerung an ihre frühere Liebe verführen zu können: aber gegen jedes Unterfangen, sie für sich zu gewinnen, schützt ihn ihr edles Wesen; dieses raubt ihm alle Kühnheit, tödtet jeden Anschlag. Als er endlich den Muth faßt, sie an die vergangenen Tage der Liebe zu erinnern, entdeckt sie ihm, daß ihr Herz ihn noch immer liebe, aber ihre Tugend fordere, daß sie dem ihr widerwärtigen Gatten, den sie nur gewählt, um endlich einen Mann zu bekommen, die heilig gelobte Treue halte. Doch läßt sie sich endlich, da Alceſt mit sofortiger Abreise droht, zu einem Nachtbesuche bestimmen, von dem Alceſt sich ziemlich viel verspricht: aber auch hier bleibt sie der Tugend treu, erklärt, ihm nur Freundschaft weihen zu können, sie reißt ihn zur Verehrung hin, so daß er jeden weitern Versuch aufgiebt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die zum Besuche Alcestens von Sophien verabredete Nacht, in welcher Söller kommt, um die Chatulle Alcestens zu bestehlen, der auf politische Neuigkeiten versessene Wirth nach dem Briefe späht, den Alceſt erhalten und worin er nach dem großen Siegel wichtige Nachrichten zu finden hofft. Wo findet sich in der Geschichte des durch Sophiens Tugend beschämten Alceſt auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der Gretchenepisode! denn daß das geliebte Bürgermädchen dem Knaben keine Liebkosung gestattet, ihm nur selten ein Zeichen ihrer Neigung gewährt, wird man kaum als eine solche betrachten dürfen, da das Verhältniß durchaus verschieden ist.

Doch da Scherer keine Aehnlichkeiten aufzeigen kann, sucht er nach Beziehungen. So bildet er sich zu diesem Zwecke ein, es sei ein Fehler des Stückes, daß wir an Alcestens politische Verbindungen glauben müssen, es erkläre sich dieser nur aus der Beziehung auf den Liebhaber des frankfurter Gretchens. Wie kann man ernstlich die Annahme dem verständigen Leser aufbürden wollen, Goethe habe etwas, was gegen die Charakteristik verstoße, wegen einer höchst unbedeutenden, dazu kaum verständlichen Beziehung auf sein eigenes Ansehen in Frankfurt eingefügt. Aber Scherer benutzt eben jedes auch noch so stumpfe und wunderliche Mittel zu seinem Zwecke. Doch gehen wir auf unsern Fall ein. Wir müssen keineswegs an Alcestens politische Verbindungen glauben, nur der Wirth bildet

sich ein, in dem mit einem großen Siegel versehenen Briefe müßten wichtige politische Neuigkeiten stehen. Dies ergab sich nothwendig aus dem Motiv, den komischen Nerv des Stückes zu erhalten, daß der Wirth und dessen Tochter sich gegenseitig den Diebstahl des Geldes zuschreiben, während Alceste den Thäter in Söller entdeckt. Und der Charakter des hitzigen, für politische Neuigkeiten schwärmenden Wirthes macht seine Einbildung recht wahrscheinlich. Warum Scherer darin einen Fehler des Stückes sieht, verräth er uns nicht, aber offenbar bedurfte er dieses haltlosen Einfalls, um eine Andeutung darin zu finden, daß hier eine persönliche Beziehung auf die Gretchenepisode vorliege. „Wenn wir an Goethes Verwandtschaft mit dem Stadtschultheißen, wenn wir daran denken, daß er seine Bekannten zur Anstellung empfehlen, ihnen bei der Krönung gute Plätze verschaffen, die Feierlichkeiten in ihrer Folge und Bedeutung erläutern konnte, so finden wir eine einfache Erklärung dafür." Man braucht nur statt „dafür" dasjenige zu setzen, worauf Scherer deutet, daß der Wirth in Alcestens großem Briefe politische Neuigkeiten wittert, um eine solche Feinfühligkeit (ich mag keinen schlimmern Ausdruck brauchen) unerklärlich zu finden.

„Aber auch wichtigere innere Parallelen, zwischen Alceste und dem Liebhaber Gretchens lassen sich ziehen." Statt dieses beispielsweise zu zeigen, führt er nur „das Bedeutendste" an. „Man möchte sagen, der große Monolog Alcestis II, 6 gebe in seinem Anfange vielleicht ein treueres Bild jener ersten Liebe Goethes als die Erzählung in ‚Wahrheit und Dichtung'", mit dem zum Theil die überraschende Behauptung aufhebenden Zusatze: „wenn nicht gerade die wesentlichen Elemente eben auch in dieser enthalten wären." Und doch trifft kein einziger Zug des Libertin Alceste mit dem andächtig an Gretchen hängenden Knaben. Das einzige, was Scherer für seine weit gehende Behauptung beizubringen weiß, ist die Bemerkung, Alceste führe seine Liebe zu Sophien als einen Beweis dafür an, daß Liebe nicht Sinnlichkeit sei. Damit soll es stimmen, daß Goethe nach der Aeußerung, wie er sich in seinem Leben nie in solcher Verwirrung befunden, als bei Gretchens Drängen, seine Rettung zu vollenden, und dem empfindsamen Scheiden, also fortfährt: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen eine

durchaus geistige Wendung." Damit man nicht glaube, daß in den darauf von Scherer mit u. s. w. angedeuteten, aber zum Nachlesen empfohlenen Sätzen etwas zur Stütze seiner Ansicht stecke, lassen wir diese vollständig folgen: „Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in den andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen." Alceſt führt nicht, wie Scherer sagt, seine Liebe zu Sophien, sondern seine eben erfahrene Zurückweisung von dieser, die erklärt hatte, daß sie nur Freundschaft ihm widmen dürfe, wie sehr ihn auch ihr Herz liebe, nur dies führt er als Beweis an, daß die Behauptung, Liebe sei nur Sinnlichkeit, ein leidiges Vorurtheil derjenigen sei, die noch kein edles weibliches Herz in seiner Tiefe erkannt hätten. Schärfere Gegensätze gibt es kaum als dieser endlich bekehrte Libertin und der unschuldige Knabe Wolfgang, dem der zuerst ins Herz gefallene Strahl inniger Liebe die ganze Welt verklärt hat. Freilich beschreibt Alceſt darauf das Glück seiner ersten Liebe, wo er „so süß die jugendlichen Stunden einst in Sophiens Arm verträumt", ja es kam, wie wir schon I, 5 vernommen, zu dem Schwur ewiger Treue. Hiernach kann auch diese Schilderung keine Wiederspiegelung der noch immer sehr scheuen, von Ehrfurcht durchdrungenen Herzensneigung des Knaben sein.

Eine gleich auffallende Mißdeutung Scherers folgt unmittelbar darauf. „Auch Alceſt aber wird von der Geliebten getrennt und benimmt sich dabei ungefähr, wie Goethe:

> Zuletzt verschlug es sich. Ich fluchte dem Geschicke,
> Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu'
> Der Maskeradenputz verkappter Laster sei."

Scherer hütet sich, auf eine Deutung des hier so gewichtigen „Zuletzt verschlug es sich" einzugehen, weil dadurch der klaffende Gegensatz auf das deutlichste hervorgetreten wäre. „Wie verschlug es sich?" müssen wir fragen. Durch Alceſt selbst, den die Liebe zu langweilen anfing, besonders als Sophie, und auch wohl der Vater, auf Heirat drang. Daß er darüber kurz hinweggeht, ist sehr natürlich. Auch Sophie vermeidet jede nähere Andeutung. Sie selbst sagt II, 3:

„Das Schicksal trennt' uns bald", und etwas anderes will auch wohl Alceste nicht mit dem freilich übertreibenden Worte sagen: „Das Glück entriß dich mir", da die Menschen ihre eigene Schuld dem Schicksal zuzuschreiben pflegen. Der Annahme einer gewaltsamen Trennung widerspricht das jetzige Wiederauftreten des Liebhabers und alle seine Aeußerungen. Sophie deutet darauf in ihrer allgemeinen Aeußerung (I, 4):

Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt euch wohl aufs Wort,
Ihr Männer! Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenns was zu naschen gibt, so sind wir all beim Schmause,
Doch macht ein Mädchen Ernst, da ist kein Mensch zu Hause.

Also weder der Grund der Trennung noch deren Folge stimmen in den „Mitschuldigen" und der Gretchenepisode überein. Goethe fühlt sich unendlich unglücklich, der Jünglingspflanze ist das Herz ausgebrochen, wogegen sich Alceste der Liederlichkeit in die Arme wirft. Als er zurückkehrt, haben ihn „Wollust, Stolz und Zeit gehärtet", wie es in jenem Monologe heißt, so daß er sich vor aller Zärtlichkeit geschützt glaubt. Man muß es selbst lesen, um es möglich zu finden, daß ein gründlicher Forscher trotz diesem schroffsten Gegensatz hier von innern Parallelen sprechen kann.

Eine kleine Aehnlichkeit, auf die man etwa hätte kommen können, hat Scherer übergangen, daß Sophie, als sie beim Nachtbesuche von ihm scheidet, Alceste einen Kuß gibt, den der Mund auch dem Freunde nicht versagen könne, Gretchen bei der Trennung in der letzten Nacht zum erstenmal einen Kuß auf Wolfgangs Stirne drückt. Aber wer wird bei diesen so verschiedenen Küssen an gleichen Ursprung denken! Scherer hat indessen noch ein Zusammentreffen mit der Gretchenepisode in den „Mitschuldigen" entdeckt. Als Söller die Dietriche anwendet, erinnert er sich, wie er dazu gekommen. Er ist Sekretär bei einem Bürgermeister (nach der spätern Fassung Accessist beim Amte) gewesen; als man einen Dieb einfing, hat er als Subaltern sich der bei diesem gefundenen Schlüssel bemächtigt. Wir bemerken, daß nach E. Schmidts Bericht diese Stelle in der ältesten uns bekannten Gestalt unseres Lustspiels fehlte, demnach hier kaum in Betracht kommen kann. Scherer findet eine Aehn-

lichkeit darin, daß jener Wagner auch im städtischen Dienst stand, aber von einem Diebstahl ist bei diesem keine Rede, und es bleibt sehr fraglich, ob er überhaupt zu der Gretchenepisode herangezogen werden darf. Scherer selbst bemerkt, daß Söller Sophien näher stehe als Wagner Gretchen, doch hatte er beide sich so nahe verwandt gedacht, daß sie sogar denselben Zunamen führten. Aber die in den „Mitschuldigen" angenommenen Verhältnisse sind so durchaus aus der Dichtung selbst hervorgegangen, daß kein Vergleich mit den Spielern der Gretchenepisode möglich erscheint.

Wir haben das ganze Arsenal von Scherers Beweisgründen, daß bei den „Mitschuldigen" Goethes Knabenerfahrungen an sich selbst zu Grunde liegen sollen, bis ins einzelnste geprüft, und keinen nur halbweg haltbaren entdecken können. Selbst Schröer, der doch die Gleichung, „W=Gretchen", sich gefallen läßt, bedenkt sich (Goethes Werke, VI, 34 f. der Kürschnerschen Nationallitteratur), ob er „dem Wagner eine Identität mit Söller aufladen solle", und erklärt, der in den „Mitschuldigen" behandelte Gegenstand beziehe sich auf eine uns völlig unbekannt gebliebene Begebenheit, wenn er wirklich auf thatsächlichen Frankfurter Erinnerungen beruhe. Seine eigene Behauptung, Goethe habe die niedergeschriebene Exposition aus Frankfurt mitgebracht, widerspricht des Dichters eigener Aeußerung, der an der Stelle, wo er zuerst der „Mitschuldigen" gedenkt, nur die leipziger Zeit im Sinne hat, in welcher er mehrere Stücke entworfen haben will, nur um sich Luft zu verschaffen. Zu diesem Plane, meint Schröer, habe Goethe nur ein neues Motiv aus seiner jüngsten Erfahrung hinzugefügt, und so seien die „Mitschuldigen" eine Fortsetzung der „Laune des Verliebten". „Er spann in der Phantasie sein Verhältniß zu Käthchen fort. Das schöne Töchterchen des Gastwirths (Käthchen Schönkopf) wird heiraten, etwa einen Menschen, wie jenen Wagner [der doch in gar keiner Verbindung mit dem Schönkopfschen Hause stand, wogegen ein Dr. Kanne von ihr gern gesehen wurde]. Indessen ist er auf Reisen. Er dachte nach Paris zu gehen. Er kehrt zurück. Käthchen ist vermählt. Er steigt ab in dem Absteigequartier von frankfurter Messebesuchern bei Herrn Schönkopf [warum nicht einfach in dem ihm bekannten Gasthof?]. Das Weitere ist nun die komische Situation der drei

[eigentlich vier] Mitschuldigen, die der Dichter schon längere Zeit mit sich herumgetragen haben mochte." Wie viel wir auch Goethes Phantasie zutrauen, unmöglich konnte diese ihn dahin bringen, Käthchen, weil sie endlich einen Mann haben wollte, einen Lumpen heiraten, sich selbst als Roué zurückkehren und durch der Geliebten eheliche Treue beschämen zu lassen. Die erste Fassung fällt noch in die leipziger Zeit (die älteste der jetzt vorhandenen ist vor dem 8. August 1769 aus einer frühern zum Bühnengebrauch gemacht), sollte sie auch, was kaum glaublich, damals noch nicht vollendet worden sein. Damals so wenig, wie in Frankfurt, konnte er den Gedanken fassen, Käthchen solle für ihn verloren sein; seine Phantasie mußte, wenn sie auf einen Zukunftstraum ausging, sich vorstellen, daß er nach Jahren zu ihr zurückkehren und sie doch, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, da sie längst verlobt war, heimführen werde. Das muß jeder anerkennen, der die weitere Entwicklung dieses Verhältnisses kennt. Aber willkürlich verzerrt man die sich ganz klar aussprechende lustige Dichtung zu einem „Bekenntniß", obgleich Goethe selbst sie in dieser Beziehung entschieden von der „Laune des Verliebten" unterscheidet. Freilich seine eigene Herleitung halten wir eben so wenig für richtig, wie seine daran geknüpfte Bemerkung über den höhern Gesichtspunkt, aus dem seine beiden ersten Stücke eigentlich geschrieben seien, und den sie verdüsternden Ernst. „Die Mitschuldigen" sind als ein possenhaftes Lustspiel gedacht und ausgeführt, und in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, wenn man nur mit dem Fallen des Vorhanges alle weitere Betrachtungen aufgibt; denn die Ehe Sophiens muß, sollte sich auch Söller bessern, nach allem, was vorgefallen, ganz unerträglich sein und auch das Verhältniß zwischen Vater und Tochter kann sich nicht herstellen.

Daß Schröer in Bezug auf die Person des „Trauerspielmädchens", die von so großer Bedeutung für die Bestimmung der W. ist, merkwürdig schwankt, wurde bereits bemerkt. Aber unbedingt folgt er Scherer darin, daß die W. Gretchen sei, obgleich er in dieser ein „edles Mädchen" erkennt, das nur Wolfgangs augenblickliche Erbitterung zu einer Karikatur habe entstellen können. (S. X.) Daß er noch zwei Jahre später (Dank Scherers Scharfsinn!) so bitter ungerecht über sie habe urtheilen können, erklärt er sich daraus, daß

er sich damals darin gefallen habe, „mit der Miene eines Lebemanns, die er französischen Schriftstellern, auch wohl Günthern abgesehen, von dem Verhältniß zu Gretchen zu sprechen". Ich begreife nicht, wie man in Goethes Brief, worin er seinem Freunde Moors zum erstenmal nach langer Zeit sein Herz eröffnet, wo aus jedem Worte die reinste, innigste Ueberzeugung spricht, den Ton eines Lebemanns hineintragen, wie man leugnen kann, daß es ihm hier mit seiner Verachtung der W., die ihn herzlos ausgebeutet, bitterster Ernst ist. Aber freilich um Scherers Einfälle zu stützen, darf man sich das Unglaublichste zum Nachtheile des Dichters, gestatten.

Die Deutung des W. auf Gretchen gehört zu Scherers allerunglücklichsten Einfällen, durch welche er das liebliche Bild von Goethes erster Liebe greulich entstellt hat. So wenig wir Gretchens Namen kennen, so gewiß ist Goethes Darstellung des Verhältnisses zu ihr in den wesentlichen Zügen nicht weniger wahr, wie die von seiner Liebe zu Käthchen, Friederiken, Lotten und Lili. Wie viele Lücken seiner Erinnerung er auch im einzelnen ergänzen mußte, die Gestalt und das Wesen Gretchens, die innige Zuneigung seines wunderbar bewegten Herzens, das selige Wonnegefühl, von ihr geliebt zu sein, die in ihrem Kreise verlebten Tage von dem Abend, wo dieser Stern ihm aufging, bis zum ersten Kusse auf seine Stirn, der auch der letzte sein sollte, und der wüthende Schmerz bei der Entdeckung, das „Ungeheure", standen noch lebhaft vor seiner Seele; die Grundzüge sind wahr, das Zugedichtete (Bettinens Bericht über ein Gretchen zu Offenbach blieb unbenutzt, wenn anders derselbe nicht ein *späterer* Zusatz des phantastischen *Kindes*) ist ganz im Sinne des in ihm lebenden Jugendbildes gehalten, nur einiges zur künstlerischen Abrundung umgestaltet. Auch sind manche Züge Gretchens zur Darstellung des gleichnamigen Bürgermädchens im „Faust" verwandt, dessen Bild er mit einigen Tropfen anderer Mädchen seiner Bekanntschaft „tingirt" haben mag. Diese zu entdecken, wird kaum gelingen, ist auch ohne bedeutenden Werth für das Verständniß der Dichtung und Goethes Verfahren bei seinen Schöpfungen, das im allgemeinen deutlich genug vorliegt. Der Hauptpunkt bleibt, daß wir uns das reizende Bild der ersten Liebe, in welchem dem jungen Wolfgang eine „neue Welt des Schönen

und Vortrefflichen aufging", nicht durch einen lustigen Einfall entstellen lassen, zu dessen Begründung noch manches andere in falsches Licht gerückt werden muß. Mag auch die Widerlegung solcher bodenlosen Vermuthungen zu manchen Aufklärungen führen, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung liegen derartige Einfälle nicht, ja sie verleiten zu einer Leichtfertigkeit in der Auslegung und in der Beurtheilung von Personen, vor welcher wir unsere Klassiker nicht ernstlich genug schützen können. Was hilft aller Aufwand von Scharfsinn, wenn er der Wahrheit ein trübes Wolkengebild unterschiebt! Muthig für die verletzte einzutreten ist Pflicht eines jeden, der nicht Goethe zu einem „Plastron, aszetisch zu rapiren," mißbrauchen lassen will, sondern von der Forschung ernste Gewissenhaftigkeit und strenge Methode fordert.

1. Juli 1884.